Bethe zog ihre Klinge ganz vorsichtig von Victors Hals zurück, während er seinerseits langsam die Spitze seines Rapiers sinken ließ. Ihr war bewusst, dass seine Waffe mühelos ihr Kettenhemd durchstoßen würde, wenn er es darauf angelegt hätte. Und ihre Anatomiekenntnisse sagten ihr, dass sein Ziel unweigerlich ihre Milz und Leber gewesen wären. Zwar langsamer als sein Tod, wenn sie ihm die Halsschlagader aufgetrennt hätte, aber auch unendlich viel schmerzhafter und qualvoller.

Sie ließen gleichzeitig mit geschmeidigen Bewegungen ihre Waffen in den Scheiden verschwinden und verbeugten sich andeutungsweise. Neunundneunzig von hundert Übungskämpfen zwischen ihnen gingen unentschieden aus. Unentschieden bedeutete in diesem Fall immer, dass sie beide tot wären. Das war kein Grund, den anderen zu hassen. Hass oder überhaupt irgendwelche Gefühle hatten keinen Platz in ihrer Welt. Kühle Professionalität war das Wesen ihres Handwerks. Alles andere minderte den Erfolg.

Die Übungskämpfe waren tägliche Routine, waren aber nicht wirklich Teil ihres Trainings. Sollte es jemals so weit kommen, dass sie die Klinge mit einem Gegner kreuzen mussten, dann hatten sie in ihrer primären Aufgabe versagt. Ungesehen und ungehört ihr Ziel zu beobachten, es zu studieren, seine Schwächen und wunden Punkte zu erkennen und dann im richtigen, alles entscheidenden Moment überraschend zuzuschlagen. Das war ihre Kampfweise. Danach verschwanden sie so heimlich und spurlos, wie sie sich dem Opfer genähert hatten.

Bethe nahm ihre Gesichtsmaske ab und Victor tat es ihr gleich. Mit einer kaum sichtbaren Kopfbewegung nickten sie sich zu, eine Respektsbezeugung für die Kunstfertigkeit des jeweils anderen, die der eigenen in nichts nachstand. Da sah sie es: der Schimmer eines Schweißtropfens an Victors linker Schläfe. Er zeigte eine Spur des Kampfes, während sie selbst völlig kühl und unaufgeregt geblieben war. Das hieß, in Wahrheit hatte sie gewonnen. Einer ihrer Mundwinkel zuckte in der Andeutung eines Lächelns nach oben.

Verdammt! Sie hätte diese Gefühlsregung nicht zeigen dürfen. Victor Miene blieb ausdruckslos, nicht das geringste Zeichen deutete darauf hin, dass er Bethes Ausrutscher bemerkt hatte. Aber er hatte es sicher gemerkt, da war sie sich sicher. Also doch wieder ein Unentschieden.

Sie nahm die Flasche vom Tisch und schenkte das klare Getränk in zwei Gläser ein. Victor stand bereits neben ihr, nahm die beiden Gläser auf und bot ihr eines davon an. Als sie synchron zum Trinken ansetzten, öffnete sich die Tür. Eine der Elitewachen des Tempels trat ein.

„Meister Hedrack hat einen Auftrag für euch. Ihm wurde gemeldet, dass Eindringlinge in den äußeren Tempel gelangt sind. Ihr werdet sie aufspüren und ausschalten. Hier sind die Instruktionen."

Er reichte ihnen jeweils ein Schriftstück und verließ wortlos den Raum. Bethe und Victor lasen die Befehle und Beschreibungen der Zielpersonen, dann warfen sie die Papiere in den brennenden Kamin. Beide vervollständigten sie ihre Ausrüstung und fügten noch ein paar Extras hinzu, die für den Typ Ihres Auftrags hilfreich sein könnten. Bethe bemerkte sehr wohl, dass Victor aus dem Augenwinkel beobachtete, was sie einsteckte. Aber dieses Mal unterdrückte sie jedes Zeichen ihres Triumpfs über seine kleine Schwäche.

Mit einem knappen Handzeichen verabschiedeten sie sich voneinander und gingen in unterschiedliche Richtungen davon. Ohne es ausgesprochen zu haben, wussten beide, dass auch diese Jagd ein Wettkampf war, wer das Ziel als erster aufspürte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es wieder auf ein Unentschieden hinauslaufen. Dann würden sie sich mit stummen Zeichen abstimmen und koordiniert zuschlagen. Denn bei aller Konkurrenz war die oberste Maxime, den Auftrag zu erfüllen. Schließlich waren sie Profis.

Chymon räkelte sich in ihrem Bett aus Münzen. Sie hatte nie die Geduld aufgebracht, sie zu zählen, aber es waren wesentlich mehr, als sie in ihren – für einen Drachen – jungen Jahren in ihrem Hort hätte aufhäufen können, wenn sie alle Schätze alleine hätte sammeln müssen. Die schwächlichen Zweibeiner zahlten regelmäßig und großzügig, so dass sich ihr Schatz ohne eigene Mühen ständig vergrößerte. Deshalb wandte sich Chymon mit dem äußeren Anschein von Aufmerksamkeit dem Menschen zu, der mit ihr sprach. Es war der Mühe nicht wert, sie zu bekämpfen, zumal die meisten, die mit ihr sprachen, durch Magie gegen Feuer gefeit waren, weshalb Chymon leider gezwungen wäre, sie körperlich anzugreifen. Also hörte sie zu und bleckte das Gebiss in der Imitation eines Lächelns. Wenn der Mensch vom Anblick der scharfen, dolchartigen Zähne eingeschüchtert war, zeigte er es allerdings nicht. Stattdessen stemmte er die Hände in die Hüften und sprach herrisch.

„Ich muss mit dir über deine Pflichten reden!“

In Chymons Augen blitzte Ärger auf. Wie konnte das Menschlein es wagen, einen solchen Tonfall ihr gegenüber anzuschlagen? Ein tiefes Grollen kam aus ihrer Kehle, was ihren Gegenüber nun doch dazu veranlasste, eine kurze Pause zu machen und die Stimme diplomatisch zu senken.

„Ich meine, wir haben ein Abkommen. Wir bezahlen dich dafür, dass du den Eingang in den Tempel bewachst. Deinen Teil des Abkommens kannst du aber nicht erfüllen, wenn du nicht hier bist.“

Chymon schluckte ihren Ärger vorläufig herunter und entschied, sich auf die Diskussion einzulassen. Sie hatte derart wenig Unterhaltung hier, dass selbst ein kurzer Wortwechsel eine willkommene Abwechslung war.

„Ach, ja? Ist denn jemals ein Eindringling an mir vorbei gelangt?“

„Das nicht, aber …“

„Was aber?“, fiel ihm Chymon ins Wort, „Ich kann mich nicht erinnern, jemals zugestimmt zu haben, wie ein Hündchen tagein, tagaus auf eurer Schwelle zu hocken und zu kläffen, wenn sich ein Fremder nähert. Meine Aufgabe ist es, Feinde davon abzuhalten, in euren Tempel zu kommen. Diese Aufgabe habe ich erfüllt, ohne auch nur einmal zu versagen.“

„Jemand könnte die Gelegenheit nutzen, während deiner Abwesenheit durch das Tor zu schlüpfen.“

„Wie groß kann diese Gefahr wohl sein? Besucher sind hier am Rand der Welt so selten wie Schnee in einem Glutofen. Und wenn sie einen Schlüssel haben, um das Tor zu öffnen, haben sie immer auch das Zeichen, das Ihnen freies Geleit gibt. Ich habe nichts zu tun! Ohne meine gelegentlichen Ausflüge würde ich hier vor Langeweile sterben.“

„Doch diese Ausflüge werden immer ausgedehnter und länger. Das musst du zugeben.“

„Was soll ich denn tun? Alle Siedlungen der Gnome und Halblinge in der näheren Umgebung sind längst verlassen. Da muss ich eben längere Strecken zurücklegen.“

„Ja, sind verlassen, weil du sie regelmäßig heimgesucht hast. Du hättest dir etwas Zurückhaltung auferlegen müssen. Oder du könntest zur Abwechslung auch mal andere Humanoide heimsuchen. Menschen, Zwerge und Orks leben nur wenige Flugstunden entfernt.“

„Wo bleibt denn da der Spaß? Sie sind zu groß, als dass ich sie haufenweise unter mir erdrücken könnte. Jeden Gegner einzeln zu töten, ist so öde. Ich habe sogar Lager von Kobolden und Goblins überfallen, aber die fliehen immer, anstatt ihre Häuser und Familien zu verteidigen. Sooo öööde!“

Chymon ließ ihre Augen zufallen und den Menschen weiterreden. Er verstand einfach nichts von Spaß. In Gedanken plante sie bereits ihren nächsten Ausflug.

Manchmal befürchtete Daagra, selbst nicht mehr zu wissen, was ihr wahres Aussehen war. Sich ihrem Gegenüber in jeweils der Gestalt zu zeigen, die ihren Zielen am förderlichsten war, war bereits zu einem automatischen Reflex geworden. Wobei ihre Aufgabe als Gefangenenwärterin es meistens erforderte, möglichst brutal und einschüchternd zu wirken. Deshalb zeigte sie sich ihren Gästen in der Regel als besonders großer, muskulöser Oger mit wahnsinnig blickenden Augen.

Außer natürlich, wenn sie diese elfische Ritterin aus ihrer Zelle holte. Bei der waren alle Versuche, einschüchternd oder angsteinflößend zu erscheinen, von vorn herein sinnlos. Also zeigte Daagra sich ihr als eine alte Frau, die zwar gütig und mitfühlend war, aber außer tröstenden Worten leider nichts für die Gefangenen tun konnte, weil sie ansonsten selbst um ihr Leben fürchten musste. Wie erwartet versuchte der weibliche Paladin daher nie, in ihrer Gegenwart zu fliehen, um die vermeintlich gute, alte Wärterin nicht in Gefahr zu bringen. Igitt! Jedes Mal, wenn Dagra die Elfin wieder sicher weggeschlossen hatte, meinte sie sich übergeben zu müssen. So viel Güte und Selbstaufopferung war doch nicht zu ertragen!

Ein ganz außergewöhnliches Vergnügen war für Daagra dagegen, sich mit Malaccus zu unterhalten. Der Lammasu hätte jede ihrer Verkleidungen und Lügen sofort durchschaut, daher machte sie sich erst gar nicht die Mühe, sich zu verstellen. Nur bei ihm konnte sie sie selbst sein. Ihre Laune war sogar so außergewöhnlich gut, dass sie lächelte, als sie das Tor öffnete und den Gefangenen sah. Malaccus nickte als Begrüßung mit dem Kopf. Sie respektierten sich als würdige Gegner. Daagra zweifelte keinen Augenblick daran, dass er sie sofort angreifen würde, wenn er im Vollbesitz seiner Kräfte wäre. Und es würde ein Kampf werden, über dessen Ausgang sie keineswegs sicher war.

Deshalb achtete sie sorgfältig darauf, die richtige Dosis der Drogen in seine Mahlzeiten zu geben, um seine magischen Fähigkeiten zu unterdrücken. Bedauerlich dabei war allerdings, dass die Betäubungsmittel auch seinen Intellekt trübten, was der Qualität ihrer Unterhaltungen leider nicht zuträglich war. Seine Stimme klang schleppend und müde, als er sprach.

„Ist wieder ein Tag vergangen, Daagra? In diesem lichtlosen Loch ist es schwer, den Verlauf der Zeit zu registrieren. Selbst wenn ich vollumfassend Herr meines Verstandes wäre."

Daagra stellte das Tablett auf den Boden.

„Ja, Malaccus, ein neuer Tag ist angebrochen. Leider darf ich dir nicht verraten, wie viele es schon sind, seit ich dich das erste Mal hier begrüßen durfte."

„Ja, ich verstehe. Sonst könnte ich daraus schließen, wie weit die Pläne deiner Herren bereits gediehen sind. Ist das denn noch von Belang? Können sie überhaupt noch aufgehalten werden?"

Daagra setzte eine traurige Miene auf.

„Ach, mein Freund. Dieser plumpe Versuch, mir auch nur eine winzige Information zu entlocken, ist beschämend. Ich weiß, dass du es besser könntest. Und ich würde es aufs Vorzüglichste genießen, mit dir die geistige Klinge zu kreuzen."

„Das glaube ich dir. Doch würde es dazu nicht kommen, weil es meine Bestimmung ist, das Böse zu vernichten. Ich trage dir persönlich nichts nach, Daagra. Aber ich habe eine Mission zu erfüllen.

„Und trotzdem nimmst du die vergiftete Nahrung zu dir?"

„Das Gift ist nicht tödlich. Die Nahrung hält mich zumindest am Leben. Da ich meinen Auftrag nur lebend erfüllen kann, habe ich keine Alternative. Also esse ich."

„Ich verstehe. Dann wünsche ich guten Appetit. Bis morgen, Malaccus!"

„Was meinst du, Dirass, wie lange sie uns hier noch warten lassen wollen?“

Der Dunkelelf schreckte von seinem Buch hoch. Nach all den Jahren, in denen er von Maracla schon als gleichberechtigt behandelt wurde, wirkte immer noch die Erziehung seines Volkes, die Männern eintrichterte, dass sie Frauen gegenüber unterwürfig und gehorsam sein mussten. Schuldbewusst sah er zu ihr hoch. Ihre Augen blitzten voller Zorn und Ungeduld.

„Entschuldige. Was hast du gefragt?“

„Hast du eine Vorstellung, wie lange wir hier noch warten müssen? Ich hätte große Lust, einfach abzureisen.“

„Das können wir nicht tun. Wir wurden als Botschafter unseres Hauses hierher gesandt, um mit den Doomdreamern zu verhandeln. Seit unsere Matriarchin von Lolth abgefallen ist und verfügt hat, dass wir alle das Ältere Elementare Auge anbeten, stehen wir völlig isoliert und ohne Verbündete da. Wir brauchen dringend die Unterstützung des Kultes, um uns durchsetzen zu können.“

„Hast du tatsächlich die Hoffnung, dass sie uns empfangen, geschweige denn, uns Hilfe gewähren, wenn sie uns wochenlang hinhalten, ohne auch nur einmal auf unser Ersuchen zu antworten?“

„Ich denke, sie sind derzeit sehr beschäftigt.“

„Und ich glaube, sie sind einfach nur vollkommen verrückt!“

Maracla war kurz davor, ihre Nerven zu verlieren. Als eine der hohen Töchter ihres Hauses und eine der mächtigsten Klerikerinnen hatte sie viel zu viel zu verlieren, als dass sie auch nur eine Sekunde daran gedacht hätte, sich zu weigern, als die Matriarchin sie aufgefordert hatte, Lolth abzuschwören und stattdessen ein körperloses Elementarwesen als Gott anzunehmen. Zunächst war sie angenehm überrascht gewesen, dass sie von der neuen Gottheit sofort angenommen worden war und weiterhin über die gewohnte Macht und göttliche Magie gebieten konnte.

Aber alles hatte sich geändert, nachdem sie hier in diesen verfluchten Krater gekommen war. All die Kleriker, die sie kennengelernt hatte, waren definitiv wahnsinnig. Es war kaum vorstellbar, dass der Kult trotzdem so etwas wie eine Organisation und Hierarchie aufrechterhalten konnte. Denn je mächtiger sie waren, desto verrückter waren sie auch. Womöglich gewährten die Doomdreamer ihnen deshalb keine Audienz, weil sie völlig durchgeknallt waren und keinerlei Bezug mehr zur realen Welt hatten. Der einzige, mit dem man einigermaßen vernünftig reden konnte, war der Verwalter Hedrack. Seine Aufgabe erforderte offenbar ein Maß an strukturiertem Arbeiten, das ihm half, seine sieben Sinne einigermaßen zusammenzuhalten. Auch wenn er ganz offensichtlich unter fortgeschrittenem Verfolgungswahn litt.

Andererseits spielte er ihnen vielleicht auch nur vor, dass es die Doomdreamer gab, und in Wahrheit war er selbst der Puppenspieler, der alle Fäden in der Hand hielt. Nach der jüngsten Enthüllung schien ihr alles möglich zu sein. Maracla war noch immer zutiefst erschüttert von der Erkenntnis, dass das Ältere Elementare Auge nur ein Popanz war, eine Fassade, ein Trugbild, hinter dem sich Tharizdun verbarg. Es war nicht leicht gewesen, mehr über diesen alten Gott zu erfahren, aber sie hatte hier ja Zeit gehabt und ebenso Zugang zu der geheimen Bibliothek des Kults. Tharizdun war gefangen und das Ziel seiner Anhänger war es, ihn zu befreien, obwohl seine Freiheit gleichzeitig das Ende der Welt bedeutete. Konnte es eine Steigerung dieses Wahnsinns geben? Sie hatte sich noch nicht dazu durchringen können, der Matriarchin über diese Entdeckung zu berichten.

Das Schlimmste aber war, dass Maracla den Eindruck hatte, selbst verrückt zu werden. All diesen Wahnsinn hier und die widersinnigen Gedanken und Ideen, konnte doch niemand aushalten und trotzdem seinen gesunden Verstand bewahren. Sie musste hier weg!

Hedrack schob die Bücher von sich und rieb seine schmerzenden Augen. Die kleine Schrift zu erkennen, fiel ihm zunehmend schwer und zwang ihn, immer mehr Aufgaben an seine Assistentin Naquent zu delegieren. Diese Notwendigkeit beunruhigte ihn, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass man sich nur auf sich selbst verlassen konnte. Jeder andere war ein potentieller Verräter, den man nur durch Drohungen und Kontrolle davon abhalten konnte, ihm in den Rücken zu fallen.

Was mangelnde Kontrolle und Einigkeit bewirkte, hatte er vor fünfzehn Jahren selbst erleben müssen, als der neu erstandene Kult der bösen Elemente in den Katakomben unter dem alten Tempel von einer mickrigen Schar von Abenteurern zerschlagen worden war. Uneinigkeit und Misstrauen hatten die vier Faktionen verwundbar gemacht. Er selbst, Hedrack war nur mit knapper Not dem Tod entkommen und mit Hilfe der Doomdreamer hierher in den Krater geflohen.

Konkurrenz unter den Gläubigen war gut, denn sie spornte alle zu Höchstleistung an und siebte die Schwachen aus. Aber ein Minimum an gegenseitigem Respekt und Zusammenarbeit musste trotzdem bestehen bleiben. So war die Einteilung der Brücken zu den Elementen seine Idee gewesen. Jeder der vier Tempel war auf die Kooperation mindestens eines anderen Elements angewiesen, um Kontakt zum inneren Tempel zu haben. Dies sollte ein Mindestmaß an Stabilität in den Krater bringen.

Selbst solche einschneidenden Umwälzungen wie das Auslöschen des Erdtempels durch die Kräfte des Feuers waren am Ende ein Teil des großen Plans. Schwache Stellen des Kults wurden ausgebrannt und durch steinharte ersetzt. Ohne die Flucht der Menschen und das damit entstandene Vakuum hätte er das Volk der Troglodyten nie davon überzeugen können, aus der Tiefe hinauf zu steigen und eine Basis so nah an der Oberfläche zu besetzen. In einem Brief hatte er gegenüber Hohepriester Uskathoth Respekt und Anerkennung ausgedrückt. Gleichzeitig hatte er dessen Assistentin Miikolak ein Erdelementar geschenkt, um Uskathoths Ehrgeiz Grenzen zu setzen.

So steuerte und organisierte Hedrack von seinem Büro aus das Wachstum des Kults und förderte das ultimative Ziel. Selbst hinaus zu gehen, wäre viel zu gefährlich, bei all den Feinden, sie sich gegen ihn verschworen. Selbst hier im Innern des Kraters konnte er nie ruhig schlafen. Da war es viel besser, Briefe zu schreiben und Boten zu schicken.

Auch diese vermeintlichen Botschafter der Drow waren vermutlich nicht das, was sie vorgaben zu sein. Er würde sie hinhalten, bis sie ihre wahren Absichten enthüllten. So lange blieben sie unter Beobachtung. Sharrukk unmittelbar neben ihnen einzuquartieren, war ein weiterer guter Plan gewesen. Der Cornugon schüchterte die Dunkelelfen ein, machte sie nervös und würde sie über kurz oder lang zu einem Fehler verleiten.

Nur ein Problem machte ihm wirklich Sorgen. Alle Prophezeiungen besagten, dass der Kult sein Ziel nicht erreichen würde, ohne zuvor den Champion des elementaren Bösen zu finden. An alle Tempel, alle Verbündeten und alle Agenten hatte er Briefe und Befehle geschrieben, nach dem Champion Ausschau zu halten und geeignete Personen ohne Umwege zu ihm zu bringen. Aber keiner der Kandidaten, die er bisher geprüft hatte, hatte den Test bestanden. Jeder Einzelne war eines schrecklichen Todes gestorben. Hatte er die Weissagungen falsch interpretiert? Er war sicher, dass der Champion vor seinem, Hedracks Lebensende entdeckt würde. Deshalb war der größte Dienst, den er seinem Herrn leisten konnte, am Leben zu bleiben, damit die Suche fortgesetzt werden konnte. Jede Gefahr musste vermieden werden.

Insentorix hatte sich angewöhnt, in Gestalt einer Fledermaus an der Höhlendecke zu schlafen. Obwohl seine Herkunft von einer anderen Ebene ihm erlaubte, ohne Schlaf auszukommen, hatte er sich angewöhnt, den größten Teil seiner Zeit zu verpennen, um auf diese Weise wenigstens der Langeweile zu entkommen. Seine ersten entsprechenden Versuche waren allerdings daran gescheitert, dass die anderen Bewohner der kleinen Kammer ihn regelmäßig traten, wenn er zusammengerollt in einer Ecke lag. Und die harten Huftritte waren selbst für ihn durchaus schmerzhaft.

Die ersten paar Male war er zu ihren Gunsten noch davon ausgegangen, dass es Versehen gewesen waren. Aber die Häufigkeit und Regelmäßigkeit, mit der sie ihn traten, belehrte ihn bald eines Besseren. Alle Bitten, Beschwerden und Drohungen hielten sie nicht davon ab. Insentorix wäre auch ziemlich überrascht gewesen, wenn er den Stierschädeln hätte eintrichtern können, dass sie auf ein Wesen, das ihnen aufrechtstehend kaum bis zu den Knien ragte, Rücksicht nehmen mussten. Ganz abgesehen davon, dass er ihnen kaum mehr als ein Grunzen und Schnauben entlocken konnte, wenn er versuchte, sich mit den Minotauren zu unterhalten.

Manchmal glaubte er sogar, dass sie ihn richtiggehend hassten und nur tolerierten, weil Hedrack es ihnen befohlen hatte. Also flog er nach dem Aufwachen lieber aus dem Raum und besuchte seine Nachbarn. Die beiden Nagas begrüßten ihn freundlich. Sie schätzten seinen Humor und waren begierig, den neuesten Tratsch zu hören, den Insentorix aufgeschnappt hatte.

„Hallo, Kleiner! Was gibt es Neues?“

„Hallo ihr beiden! Ich bin eben erst aufgewacht. Habt ihr etwas zu trinken?“

„Bedien dich!“

Insentorix schnappte sich einen Becher, schenkte sich eine gute Portion der klaren, scharfen Flüssigkeit ein und nahm einen kräftigen Schluck.

„Ah! Das tut gut. Wo kriegt ihr das Zeug her?“

„Wir haben unsere Quellen.“

„Ja, ja. Immer geheimnisvoll und verschlossen. Gehört zu eurem guten Image, nicht wahr?“

Die beiden Schlangenfrauen starrten ihn wortlos an. Jeder andere hätte vermutet, dass sie einfach verstimmt waren. Insentorix aber wusste, dass sie versuchten, seine Gedanken zu lesen.

„Nach all der Zeit solltet ihr eigentlich wissen, dass dies nicht funktioniert.“

„Also sprich!“

Er grinste.

„Aber gerne. Wisst ihr was? Wir hatten gestern einen ganz außergewöhnlichen Besucher. Ein Tiefling. Ein Hexer, würde ich sagen. Er kam durch das Wassertor, als ob es für ihn das Natürlichste auf der Welt wäre, dabei habe ich ihn hier noch nie zuvor gesehen. Aber er sagte, er kennt sich aus, und wollte alleine weitergehen. Selbstverständlich habe ich ihn geprüft und seine Seele war so schwarz, dass es selbst mir grauste. Ich glaube, er ist ein ganz hohes Tier im Kult.“

„Ein neuer Doomdreamer? Was für eine Überraschung. Wie heißt er?“

„Ich habe es nicht genau verstanden. Irgendwas krabbeliges, wie Ungezieferus oder Crusticado.“

Naquent fühlte sich wohl, denn sie hatte alles unter Kontrolle. Die Schreibtische waren aufgeräumt, leeres Pergament, Schreibfedern und Kohlestifte waren sorgfältig parallel ausgerichtet. Die Tintengläser waren ausgewaschen und anschließend bis zur exakt gleichen Höhe wieder aufgefüllt worden. Die Stühle standen mittig und rechtwinklig vor den Tischen. Zudem hatte sie mehrere Stunden damit verbracht, die Bücher in der Bibliothek alphabetisch von A bis Z zu sortieren. Die exotischen Werke, die in fremden Sprachen mit anderen Zeichensätzen geschrieben waren, standen alle in einem separaten Regal, geordnet nach Farben und Größen. Sie lehnte sich zurück und goss sich einen Tee ein.

Sie liebte es, wenn alles an seinem Platz war und die richtige Ordnung hatte. Leider brachten Menschen, Tiere und sogar Naturgewalten ständig alles in Unordnung. Das musste ein Ende haben. Mit ganzen Herzen glaubte sie an Tharizduns Rückkehr und mit aller Kraft arbeitete sie für dieses Ziel. Denn erst, wenn der Dunkle Herrscher alles Lebende und Nichtlebende vernichtete, hatte diese endlose Mühe ein Ende.

Bis dahin war es Naquents heilige Pflicht, alles und jeden zu unterdrücken, um sicherzustellen, dass nichts und niemand den vorgeschriebenen Pfad zur völligen Entropie störte. Denn erst wenn nichts mehr ungleich war und alles eins, dann musste sie endlich nicht mehr sortieren.

Sie trank aus, spülte die Tasse, trocknete sie ab und stellte sie ins Regal zurück. Dann richtete sie den Henkel so aus, dass er exakt parallel zu denen der anderen Tassen stand. Zufrieden verließ sie das Zimmer und ging zu ihrem Gemach. Ihre Stimmung hellte sich zusehends weiter auf, bis sie schließlich beinahe lächelte, als sie vor ihrer Tür stand. Sie liebte es, wenn sie die absolute Kontrolle hatte. Und in ihrer Kammer hatte sie diese uneingeschränkt.

Kaum war sie eingetreten, manifestierte sich eine schreckliche Geistererscheinung in der Mitte des Raums. Die Erscheinung zeigte das Abbild eines jungen Mannes, nahezu unbekleidet, der einstmals sehr gutaussehend gewesen sein mochte, nun aber von Folter und Misshandlung verunstaltet war. Naquent starrte ihn nur kurz an und der Geist ging in die Knie. Er verharrte in dieser unterwürfigen Pose und flüsterte mit einer Stimme wie der eiskalte Hauch aus einem offenen Grab:

„Willkommen, Herrin. Die Ruhe und Ordnung eures Gemachs wurde während eurer Abwesenheit nicht gestört. Ich hielt getreulich Wache, wie ihr es befohlen habt.“

Naquent nickte und ließ sich gähnend in die weichen Kissen und Decken sinken. Mit schon halb geschlossenen Lidern sah sie hinauf zu dem Gespenst, das über ihr schwebte. Sein Gesichtsausdruck schwankte zwischen Hass und Furcht. Ungewohnt warme und sinnliche Gefühle durchströmten die Klerikerin, als sie daran dachte, dass die Existenz dieses Wächters die einzige Überraschung in ihrem Leben war, die sich als vorteilhaft erwiesen hatte und die sie deshalb im Nachhinein begrüßte.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie den Mann, der er einst gewesen war, so attraktiv und voller Lebenskraft, dass sie ihn sofort als ihren persönlichen Sklaven einforderte, als sie den Gefangenen zum ersten Mal gesehen hatte. Sie erschauderte noch immer vor Vergnügen bei der Erinnerung daran, wie sie ihn hier in diesem Raum seelisch und körperlich gebrochen hatte, bis er an den Qualen starb.

Was sie nicht erwartet hatte: In der folgenden Nacht kehrte er von den Toten zurück und erschien ihr als Schreckgespenst, um sich an ihr zu rächen. Aber sie brachte ihn mit Leichtigkeit unter ihre Kontrolle. Überraschenderweise genoss sie es sogar noch mehr, Macht über den Untoten auszuüben, als ihn zuvor als lebenden Menschen zu besitzen. Mit diesem wunderbaren Gedanken schlief sie ein.

Die Sammlung erfüllte ihn mit Stolz. Es war die größte Kunstsammlung außerhalb des Unterreichs, der ursprünglichen Heimat seines Volkes. Und einige davon waren einzigartige Werke, um deren Besitz ihn jeder Illithid beneiden würde. Ja, *würde*, wenn es bekannt wäre. Satau achtete sorgfältig darauf, nicht nur seine exquisiten Besitztümer, sondern seinen ganzen Aufenthalt hier geheim zu halten.

Er wollte die Statuen unbedingt besitzen, seit er sie zum allerersten Mal gesehen hatte. Kein Preis schien ihm dafür zu hoch und keine Tat zu widerwärtig, um sich seinen Traum zu erfüllen. Dass selbst unter Gedankenschindern Mord und Diebstahl bestraft wurden –zumindest, wenn man Mitglieder des eigenen Volkes ermordete und bestahl – war für ihn kein Grund, sein Ziel aufzugeben. Im Gegenteil, niemand außer ihm hatte genügend Kunstsinn, um die Werke richtig schätzen zu können. Und daher hatte niemand das Recht, ihn davon abzuhalten, sie sich zu nehmen.

Er zweifelte nicht daran, dass die Oberen die Inquisition beauftragt hatten, ihn zu fassen und zu bestrafen. Selbstverständlich hatte er das vorausgesehen und Vorkehrungen getroffen, damit seine Flucht und sein Untertauchen gelingen konnte. Und Zeugen gab es natürlich auch keine mehr, die verraten könnten, wohin er entkommen war.

Es machte ihm auch nichts aus, als Ausgestoßener alleine hier zu leben. Im Gegenteil, er genoss sogar die Abgeschiedenheit und Einsamkeit, die es ihm erlaubte, seine Schätze jederzeit ungestört zu genießen. Und er hatte alle Vorkehrungen getroffen, in seinen Räumen alleine zu bleiben. Dass man ihm gelegentlich einen Gefangenen überließ, an dessen Gehirn er sich gütlich tun konnte, war ausreichend Gesellschaft für ihn.

Dankbarkeit dafür, dass ihm die Doomdreamer Asyl gewährt hatten, würde er selbst dann nicht empfinden, wenn er dieses Gefühl überhaupt gekannt hätte. Es war ein Geschäft zum gegenseitigen Nutzen. Er bekam Schutz und Ungestörtheit dafür, dass er ihnen die Zukunft voraussagte. *Pacta sunt servanda*, Verträge mussten eingehalten werden. Was ihm um so leichter fiel, als die Bedingungen dieses Abkommens sehr zu seinen eigenen Gunsten formuliert waren.

Die Doomdreamer hatten darauf bestanden, dass er alle ihre Fragen bezüglich der Zukunft beantwortete, sofern er durch seine Divinationen eine Antwort darauf wusste. Gewissenhaft erfüllte er diese Pflicht wortgetreu. Denn manchmal blieb ihm die Zukunft verborgen und öfter gab es so viele Möglichkeiten und Alternativen, wie sich die Dinge entwickeln konnten, dass die Zukunft einfach unklar und unbestimmt blieb.

Die Dummköpfe hatten aber nicht daran gedacht, ihn dazu zu verpflichten, alle Antworten preiszugeben, die er fand. Also hielt er diejenigen Informationen zurück, die die Vergangenheit oder Gegenwart betrafen. Niemand würde ihn dafür tadeln können.

Überhaupt waren sie allesamt Dummköpfe und Narren, an einen gefangenen Gott zu glauben. Satau bestritt nicht, dass es mächtige Wesen auf anderen Ebenen der Existenz gab, die Einfluss auf diese Welt nahmen. Für diese Tatsache hatte er genügend Beweise gefunden. Aber sich solch einem Wesen bedingungslos hinzugeben, es zu verehren, ihm Opfer zu bringen und zu seinen Gunsten auf eigene Vorteile zu verzichten, zuletzt gar sein eigenes Leben zu geben. Nein, das war Irrsinn.

Ärgerlich war nur, dass er nie erkennen konnte, ob es den Narren irgendwann in der Zukunft tatsächlich gelingen würde, diesen Gefangenen zu befreien. Alles, was mit diesem Tharizdun zu tun hatte, war in ein derartiges Chaos verstrickt, dass es unmöglich war, eine verlässliche Zukunft zu erkennen.

Sharrukks Miene zeigte tatsächlich einen Ausdruck der Überraschung und Schuldgefühle, als er sich inmitten der Überreste des völlig zerstörten Stuhles vom Boden aufrappelte. In Ermangelung einer Person, der er die Schuld an seinem Missgeschick geben konnte, brüllte er die Wand an.

„Ewige Verdammnis! Bei allen neun Höllen! Dieses lächerliche Sitzmöbel ist völlig ungeeignet. Kaum setzt man sich, bricht es unter einem zusammen."

Man sollte doch eigentlich erwarten, dass diese Menschen schlau genug wären, passende Einrichtungsgegenstände für ihre Gäste zur Verfügung zu stellen. Nur mühsam und unter Aufbietung aller Selbstbeherrschung, über die er gebot, gelang es ihm, sich zu beruhigen, als es zaghaft an der Tür klopfte.

„Ja, herein!"

Das aus Sharrukks Sicht kleine Wesen öffnete vorsichtig die Tür und schob sich in den Raum. Irritiert bemerkte es die zerstörten Möbelstücke. Um seine Aufmerksamkeit zu bekommen, herrschte Sharrukk ihn mit donnernder Stimme an.

„Was willst du?"

Das Menschlein schluckte trocken und räusperte sich, ehe es einen Ton herausbrachte.

„Entschuldigt vielmals. Ich hörte hier drinnen Tumult. Darum wollte ich fragen, ob etwas nicht in Ordnung ist oder ihr etwas benötigt."

„Was ich brauche? Du fragst ernsthaft, was ich brauche?! Ich brauche endlich ein Treffen mit den Doomdreamern. Ich bin hier, um eine Allianz anzubieten. Und wie behandelt man mich? Ich werde in diesen Raum mit viel zu kleinen, zerbrechlichen Möbeln eingepfercht. Und man lässt mich Ewigkeiten warten. Ich bin so eine Behandlung nicht gewohnt. Und ich verlange, dass man mich sofort zu den Bossen bringt."

Man konnte deutlich sehen, dass der Mensch in diesem Moment überall anders lieber gewesen wäre. Er stotterte und rang die Hände, während er sich an einer beschwichtigenden Erklärung versuchte.

„Es tut mir unendlich leid, aber die Meister sind alle wahnsinnig beschäftigt. Aber ich werde euren Wunsch selbstverständlich weitergeben. Ich bin sicher, schon bald …"

Er kam nicht dazu, zu Ende zu sprechen. Sharrukk richtetet sich zu voller Größe auf und schob sich bedrohlich auf ihn zu. Die Augen des Menschen weiteten sich vor Angst und schließlich hielt er es nicht mehr aus. Auf dem Absatz machte er kehrt und floh schreiend aus dem Zimmer.

Sharrukk grinste teuflisch und beschloss, den hastigen Abgang des Wächters, den man vor seiner Tür postiert hatte, zu nutzen, um einen Spaziergang zu machen. Vielleicht würde er auf diese Weise mehr über den Fortschritt der Pläne der Kultisten erfahren, wenn schon niemand wagte, mit ihm zu sprechen. Wie seine Vorgesetzten vermutet hatten, waren diese Tharizdun-Anhänger komplett desorganisiert. Vermutlich waren sie auch wesentlich schwächer, als sie nach Außen wirkten. Das galt es herauszufinden.

Der Plan, das Angebot für eine Allianz vorzutäuschen, hatte bis jetzt keine Früchte getragen. Um verlässliche Informationen zu bekommen, musste er aktiv werden. Eine gute, klassische Aufklärungsmission. Sharrukk ließ seine Knöchel knacken und stapfte los. Mal sehen, wie weit er käme, bis er auf zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen stieß, oder auf Wächter, die ihm standhalten könnten. In diesem Fall wäre er wirklich überrascht.

Prinz Thrommel, Großmarschall von Furyondy, Provost von Veluna galoppierte auf seinem mächtigen Streitross an der Spitze der schweren Kavallerie des vereinigten Nordens auf die Reihen der Feinde zu. Die Orks und Hobgoblins auf der anderen Seite des Felds hatten ihre langen Speere in den Boden gerammt und die eisernen Spitzen auf die berittenen Angreifer hin ausgerichtet. Aber Thrommel erkannte im Schwanken der Linien und den aufgeregten Schreien der Offiziere, dass die Infanterie dem Ansturm nicht standhalten würde.

Eine dunkle, wütende Wolke aus schwarzen Pfeilen erhob sich von hinter den Speeren in den kalten Himmel, erreichte ihren Zenit und schickte sich an, auf die Reiter hinab zu regnen. Thrommel hob seinen Schild nach oben und sah aus den Augenwinkeln, dass auch die Männer links und rechts es ihm gleichtaten. Trotzdem wurde etliche getroffen, Reiter und Pferd, stürzten und gingen in dem Meer aus Hufen und Leibern, das über sie hinweg strömte, unter.

Noch eine zweite Salve würde sie treffen, schätzte Thrommel, ehe sie den Feind erreichten. Er sorgte sich nicht. Die Verluste waren erträglich und schwächten sein Heer nicht entscheidend. Der Aufprall der schweren gepanzerten Reiter aber würde die Linien der Humanoiden zerbersten lassen, wie ein Hammer, der auf einen gebrannten Tonkrug schlug. Er senkte die Lanze und gab seinem Pferd die Sporen. Es legte die Ohren an und mobilisierte seine Reserven, um die bereits halsbrecherische Geschwindigkeit, in dem sie über das Feld flogen, noch einmal zu steigern. Fanfaren neben und hinter ihm ertönten. Das Donnern der Hufe wurde von einem Kampfschrei aus tausenden Kehlen noch übertönt.

Dann brach die Hölle los. Wirbelwinde bildeten sich aus heiterem Himmel und hoben Männer aus den Sätteln. Gleichzeitig brach die Erde vor und unter ihnen auf, explodierte in unzähligen meterhohen Fontänen. Ausweichen oder gar anhalten war bei seinem rasenden Ritt unmöglich. Ein Vorderbein seines Rosses versank in einem plötzlich entstandenen Loch. Thrommel konnte irrsinnigerweise trotz des Lärms ringsum hören, wie der Knochen brach und splitterte. Dann kam ihm der Erdboden im Flug entgegen. Der Aufprall trieb ihm die Luft aus der Lunge und sekundenlang wurde alles schwarz.

Elementare! Damit hätte er rechnen müssen. Wo waren die eigenen Zauberwirker, um die magischen Wesen zu bannen? Er konnte nichts sehen, weil das Visier seines Helmes von Dreck verklebt war. Doch er hörte das Chaos, das rings um ihn tobte. Kampf- und Schmerzensschreie von Menschen und Orks, Waffengeklirr und das Wiehern von Pferden im Todeskampf.

Er wollte die Hand zum Helm heben, um die Sicht frei zu bekommen, aber seine Arme wurden festgehalten. Ein riesiges Wesen, hart wie Stein und stark wie zehn Bären hielt ihn umklammert. Thrommel wehrte sich, versuchte sich aus dem Haltegriff zu befreien. Vergeblich. Er spürte, wie er gemeinsam mit seinem Gegner tiefer sank. Die Geräusche um ihn wurden gedämpft, der Druck nahm zu, seine Gliedmaßen wurden an seinen Körper gepresst, Kälte umfing ihn und ein alles überdeckender Geruch von Erde erfüllte die knapper werdende Luft, ehe ihm der Atem ausging.

Thrommel schreckte auf. Auch hier in der Gegenwart erfüllte das Aroma frischer Erde seine Sinne. Es war immer der gleiche Alptraum, der ihn plagte. Er verscheuchte die Erinnerung, wollte nicht daran denken, was mit ihm geschehen war, nachdem er in die Gefangenschaft dieser wahnsinnigen Priester geriet. Stattdessen lauschte er in sich hinein, suchte den ruhigen Takt seines Herzschlags. Aber da war nichts. Längst war das Leben aus seiner Brust entwichen und nur Leere blieb.

Er öffnete den Deckel seines Sargs und erhob sich aus seiner gruseligen Bettstatt. Verzweiflung mischte sich mit Hass und einem unwiderstehlichen Verlangen. Vor langer Zeit war ihm mit seinem Blut auch das Leben ausgesaugt worden und nur ein unstillbarer Durst war ihm geblieben. Ein Durst nach Leben und Blut.

Voller Selbstvertrauen ging Ukemil auf die Oger zu. Er erinnerte sich gut daran, dass dies ganz anders gewesen war, als er zum ersten Mal in den Tempel vorgelassen wurde. Er war ein Kundschafter und Spion gewesen. Nachdem Hedracks Einladung eingetroffen war, den verwaisten Erdtempel zu übernehmen, hatten die Ältesten voller Misstrauen zunächst Späher unter seiner, Ukemils Führung an die Oberfläche gesandt. Alles war so, wie es angekündigt worden war. Aber Uskathoth war noch immer skeptisch gewesen. Er hielt die Einladung Hedracks auf die Insel für eine Falle. Deshalb schickte er Ukemil, anstatt selbst Folge zu leisten.

Heimlichkeit und Schnelligkeit waren seine größten Stärken gewesen, darum fühlte er sich in den hell erleuchteten Gängen mit den glatten Wänden, die keinerlei Möglichkeiten boten, sich zu verstecken, mehr als unwohl. Und als er dann an diesen grimmigen Wächtern, die ihn um das Doppelte überragten, vorbeigehen musste, glaubte er tatsächlich, er würde den Tempel nie mehr lebend verlassen.

Nun, er hatte ihn seither tatsächlich nicht mehr verlassen. Aber nicht, weil er getötet oder gefangen genommen worden war. Im Gegenteil, er wurde belohnt. Hedrack führte ihn zu der infernalischen Maschine und bot ihm an, eine bessere, schnellere, geschicktere Version seiner selbst zu werden. Ukemil war stolz, seine Furcht überwunden und das Angebot angenommen zu haben. Die Schmerzen waren unerträglich gewesen, aber das Ergebnis war es allemal wert. Das lange, flexible dämonische Bein, das sein ursprüngliches ersetzte, war eine wirkliche Verbesserung.

Und mehr noch. Als er in der Maschine lag und meinte, die Agonie nicht mehr ertragen zu können, hatte er eine Vision. So klar und deutlich war sie gewesen, als wäre sein Gott wahrhaft bei ihm gewesen. Und Tharizdun selbst hatte ihn berufen, sein nächster Priester zu sein.

Seitdem lebte er hier auf der Insel, studierte alte, verbotene Texte und machte sich daran, vergessene Fertigkeiten wieder zu entdecken und anzuwenden. Sein Ziel war, neue Kreaturen zu erschaffen, die so wie er selbst besser und stärker waren, als die Spezies, von der sie abstammten. Und letztlich wollte er das ultimative Wesen vollenden, das allen anderen überlegen war. War er denn nicht selbst ein Gott, wenn er Geschöpfe entstehen ließ, die es nie zuvor gegeben hatte?

Die beiden Oger-Wächter sahen ihn an und warteten. Um Angst zu haben, waren sie einfach zu dumm. Aber sie wussten, dass er hier das Sagen hatte, und befolgten jeden seiner Befehle, ohne Fragen zu stellen.

„Ich brauche Futter für meine Tierchen. Fleisch."

Die beiden nickten, aber Ukemil war sicher, dass sie nicht verstanden, was er von ihnen wollte. Er deutete mit der Hand auf einen der beiden hünenhaften Wächter.

„Du gehst über die Feuerbrücke. Sprich mit Heunar oder Tippesh. Sie sollen dir Fleisch geben. Viel Fleisch. Mindestens eine Rinderhälfte, besser ein ganzes Rind. Sag ihnen, das Fleisch ist für mich. Dann bringe das Fleisch in den Zwinger. Hast du verstanden? Tue es jetzt."

Der Oger nickte. Dann schien ihm etwas einzufallen.

„Aber am Ende der Brücke steht Vecht. Er lässt niemanden vorbei, wenn D'Gran ihm nicht sagt, dass er das darf."

„Sage ihm, wenn er dich vorbeilässt, dann bringt Ukemil ihm das nächste Mal Melonen."

„Ja, das mache ich."

Der Oger stapfte los in Richtung der Brücke. Ukemil sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Ob das gutging?

„Bin das ich?“

Das Gesicht, das ihn aus dem Spiegel anstarrte, war durch hässliche Narben entstellt.

Varachan fragte sich, ob sein Äußeres nur ein Spiegelbild seines Inneren war. Dann war er wahrhaft verloren. Es war das Gesicht eines Bösewichts, eines Priesters des Dunklen Gottes, der dem Leben keinen Wert beimaß, dem Macht mehr bedeutete als alles andere.

Was war aus dem hübschen jungen Elfen-Kleriker geworden, der aus seiner Heimatstadt aufgebrochen war, um die Geheimnisse der Elementaren Ebenen zu ergründen? Irgendwo in den uralten, staubigen Bibliotheken beim Studieren der brüchigen Bücher, die in Sprachen verfasst waren, die kein lebendes Wesen mehr sprach, war er verloren gegangen.

Das Ältere Elementare Auge versprach Erkenntnis und Wissen und lockte ihn auf den Pfad in die Dunkelheit. Varachan hatte den Köder geschluckt. Die Suche nach Mysterien war für ihn zum Selbstzweck geworden. Er opferte seine Jugend, seine körperliche und geistige Gesundheit, fast sein ganzes Leben, um die geheime Lehre zu entschlüsseln. Aber immer, wenn er glaubte, am Ziel zu sein, die ultimative Wahrheit ergründen zu können, tat sich dahinter noch ein Rätsel auf, eine weitere Ebene, die er hinabsteigen musste, um an den Kern zu kommen.

Bald war es nicht mehr sein eigenes Leben, mit dem er bezahlte, sondern das von anderen, von Unschuldigen. Seine Fortschritte waren erstaunlich. Kaum ein Sterblicher vor ihm hatte so tiefe Einblicke in die Mächte der Elemente erlangt. Es gab niemanden mehr, den er um Rat fragen konnte, nichts, was er noch erforschen konnte. Dann stieß er auf die verblichene, blutverschmierte Karte, die den Eingang zu einem unterirdischen Tempelkomplex im den Eingeweiden eines erloschenen Vulkans zeigte. Er nahm den beschwerlichen Weg auf sich und wurde bereitwillig eingelassen.

Hedrack selbst nahm ihn unter seine Fittiche und übertrug ihm immer mehr Aufgaben und Verantwortung. Vielleicht sah der alte Hohepriester in ihm den Sohn, den er nie hatte; ganz gewiss aber den Nachfolger, der die Last, den Tempel und den Kult zu leiten, übernehmen sollte, wenn er einmal nicht mehr war.

So erlangte Varachan eine ganz neue Stufe der Erkenntnis. Tharizdun selbst offenbarte ihm in den Träumen, die ihn hier heimsuchten, dass das Ältere Elementare Auge nur einer der vielen Aspekte war, mit dem er seine wahre Gestalt vor den Sterblichen verbarg und gleichzeitig ihren Glauben und ihre Ehrerbietung erschlich.

Varachan stand Hedrack an Macht und Einfluss kaum noch nach. Sein Aufstieg in den Rang der Doomdreamer war nur noch eine Frage der Zeit.

Und dann das Erwachen.

„Was habe ich getan? Wieviel Leid habe ich über die Welt gebracht? Wie viele unschuldige Leben habe ich vorzeitig beendet? Und wofür?

Für totes Wissen. Für die Befriedigung meines eigenen Ehrgeizes. Für die Illusion von Macht.

Letztlich war ich nur eine Marionette, die an den Fäden eines dunklen Puppenspielers hing und nach seiner Pfeife tanzte. Aber das schmälert meine Schuld nicht. Verantwortlich für meine Taten bin ich selbst. Ich schnappte freiwillig nach dem Köder. Alles, was ich tat, tat ich aus eigenem Willen.

Wie kann ich diese Schuld jemals tilgen? Mein Leben zu geben, ist viel zu wenig. Es ist ohnehin längst verwirkt. Ich muss hierbleiben und dem Bösen dienen, um es von innen zu zerstören.“